

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 16 (1940-1941)
Heft: 32

Artikel: Im Dienste der Heimat
Autor: Mattes, Eugen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-712578>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Feld“-Artillerie schießt

Seit vier Stunden schon marschieren wir hinter unsern holpernden Telephonwagen her, die der Staub weiß wie Mehlsäcke gefärbt hat. Es ist Mittag geworden, die Sonne brennt glühend auf uns nieder. Stahlhelm, Karabiner, Brotsack, Feldstecher liegen schon lange griffbereit im Wagen, die Feldflasche ist leer, Kragen und Hemd weit offen. Trotzdem ist die Schießübung, derenthalben wir marschieren, vorerst eine Schwitzübung. Wenn wir so gut schießen wie schwitzen...

Mittagspause. Die Pferde werden gefüttert und getränkt, wir lassen uns ins Gras fallen und verzehren die letzten Reste der Zwischenverpflegung. Dreieinhalb Kilometer müssen wir noch marschieren; von der Höhendifferenz, die zu überwinden ist, wollen wir gar nicht erst reden. Die Steigung will kein Ende nehmen. Und das nennt sich dann «Feld»artillerie! Gewöhnliche Sterbliche — dazu rechnet der eingefleischte Artillerist alles, was nicht hochrote Patten trägt, vom Fußvolk bis zum Herrn Feldprediger und den Zivilisten — haben meist keine Ahnung davon, wenn sie uns bei einem Defilé im Trab über ein schön ebenes Gelände rasseln sehen, was wir leisten müssen und können. Von Aufsätzen ist keine Rede mehr, tragen — das kommt in ganz seltenen Augenblicken vor; aber laufen, steigen, schwitzen!

Es geht weiter. So steil wird die Geröllhalde, die auf der Karte als Weg eingetragen ist, daß wir noch ein paar Pferde vorspannen und selber kräftig schieben müssen. Langsam geht es, aber es geht. Endlich rollen wir vor die Matte, auf der wir biwakieren werden. Die Telephonpatrouillen werden ausgerüstet, ein Schanzdetachement vorausgeschickt, um die Beobachtungsposten einzugraben und zu tarnen. Aechzend tragen wir das schwere Material den Berg hinan.

Der Rundblick, den wir kurze Zeit genießen dürfen, entschädigt für manchen Schweißtropfen. Dann graben wir, schützen Brustwehren und Rückendeckungen auf, holen weitab aus einem Wäldchen Rasenziegel, um die frische Erde zu tarnen.

Dann werden die Zelte aufgeschlagen. Tannenzweige und Stroh füllen wir verschwenderisch zu einem warmen, weichen Lager auf, hängen Laternen unter die First und richten unsere Schlafstätten ein. Nach der Abendverpflegung kriechen wir unter die Decken, und bald schnarcht das ganze Camp, vom Obersten bis zum jüngsten Telephonsoldaten.

Früh ist Tagwache. Schnell waschen wir uns, packen unsere Tornister und beziehen die Stellungen. Die Geschütze sind schon gestern bereitgestellt worden. Rasch werden die wenigen Telephonleitungen gelegt, Funk- und Blinkstationen aufgestellt, die wir nicht schon gestern einrichten konnten. Offiziere und Mannschaften begeben sich auf ihre Posten. Eine kurze Kontrolle der Verbindungen — alles klappt. Meldeläufer eilen mit Befehlen vorbei. Der Abteilungskommandant orientiert seine Batteriechefs über die taktische Lage: Hier sind unsere vordersten Truppen, dort steht der Feind, eine supponierte Kom-

panie wird zur Zeit X dort drüben angreifen, wir unterstützen sie mit unserem Feuer.

Natürlich kommt es anders. Ein Funker bringt eine Depesche, deren Inhalt alle Dispositionen umstößt. Neue Feueraufträge werden geschrieben, die Meldeläufer bekommen wieder Arbeit. Ununterbrochen spielt das Telephon. Mitten in die höchste Spannung platzt ein Motorradfahrer mit dem Frühstückskakao, den in Ermangelung eines Kochs unser Yperit- und Chlorkalkgiftmischer Gassoldat Zimmermann ohne Vorkenntnisse wider Erwarten vorzüglich gebraut hat. Schluckweise trinken wir den Gamellendeckel, zwischen immer wieder neuen Kommandos, Meldungen und Befehlen, leer. Es ist kein gemütliches Frühstück.

Punkt 0700 kracht der erste Schuß. Er sitzt irgendwo, nur nicht im Ziel. Ein leichter Nebel stört die Beobachtung. Nach ein paar weiteren Schüssen wird das Feuer eingestellt, da es nichts nützt, die teure Munition unkontrollierbar zu verschießen.

Der Herr Oberst greift selber ein. In kurzen Worten befiehlt er dem Abteilungskommandanten ein neues Ziel, setzt ihm eine Frist zum Einschießen der Batterien, wieder jagen Befehle durch den Draht, Schüsse krachen dumpf, knapp über unsere Köpfe surren die Geschosse, deren Krepieren hell zu uns herüber tönt. Eine Batterie nach der anderen ist eingeschossen. Die Richtung der Geschütze wird am Schutzschild angeschrieben, damit jederzeit sofort wieder das gleiche Ziel beschossen werden kann, wenn die Lage dazu zwingt. Drei, vier, fünf Ziele werden so zum wirksamen Beschuß vorbereitet.

Wieder kommt eine Funkdepesche vom vorgeschobenen Verbindungsposten, die meldet, daß der Feind das Zielgelände besetzt hat, das den Decknamen «Aarau» trägt. «Feuer Aarau einrichten!» wird den Batterien befohlen. Die Kanoniere stellen am Aufsatz die zuvor ermittelten Zahlen ein, der Lafettenschweif wird herumgeschwenkt, das Rohr nach Höhe und Seite in die richtige Lage gekurbelt, dann kommt die Meldung «Bereit!» von der Batterie zu unserm Kommandoposten. «Batterie links bereit!» brülle ich dem Abteilungskommandanten zu, der 10 Meter vor mir am Scherenfernrohr aus seinem Schützenloch heraus beobachtet. «Zwei Lagen Salvenfeuer, Intervall dreißig Sekunden!» befiehlt er, die Telephonsoldaten auf den Kommandoposten der Batterien wiederholen die Befehle, die ich ihnen durch den Draht übermittle. «Noch dreißig Sekunden — zwanzig — zehn — fünf — drei — Feuer!!!» — und schon krachen die Abschüsse der zwölf Feldkanonen, singen die Geschosse über uns aufs Ziel, spritzen Erdfontänen in die Höhe. Vierundzwanzig Granaten krepieren in einer halben Minute beim Ziel und streuen ihre glühenden, todbringenden Splitter dorthin, wo der Feind angenommen wurde. Vierundzwanzig sind es bei unserer Übung; wieviele würden es im Ernstfall sein?

IM DIENSTE DER HEIMAT

Erzählung aus der gegenwärtigen Grenzbesetzung von Fw. Eugen Mattes

(47. Fortsetzung)

Trudy ließ das Blatt sinken und sah zu Ruedi hinüber, der abwechselnd rot und blaß wurde. Er schämte sich wie ein Hund, daß er ausgerechnet aus Trudys Mund seine Schande vernennen mußte. Was für ein pflichtvergessener Tropf war er doch. Daheim sorgte sich Lysel um ihn, in ihrem ohnehin schweren Dasein und er stand hier im Dienst und machte eine Dummheit über die andere, die man wohl einem unreifen Jungen, nicht aber einem Landwehrosoldaten verzeihen konnte. Ja, er hätte Lysel schon lange geschrieben, aber er schämte sich vor seiner Frau und aus diesem Grunde hatte er geschwiegen. Das aber hätte er wissen können, daß sich Lysel um ihn sorgte.

«Seien Sie mir nicht böse, daß ich Ihnen diesen Brief vorgelesen habe. Wie konnten Sie auch Ihre Familie so lange ohne Nachricht lassen, Böser, der Sie sind. Sie haben doch eine so nette Frau und so herzige Kinder! Auf diesen Brief hin überlegte ich nicht lange. Ich fuhr mit dem nächsten Zug zur Stadt

und suchte Ihre Frau auf, denn nicht länger sollte sie um ihren Mann bangen. Dabei habe ich sie kennengelernt und Ihre lieben, fröhlichen Kleinen. Eigentlich sollte man Sie recht kräftig beim Wickel nehmen für Ihr Verhalten, Sie Rabenvater. Aber ich habe die Sache in Ordnung gebracht und Ihr Verhalten mit dem Tode Fredys entschuldigt, der, wie ich wohl weiß, Ihnen sehr nahe gegangen ist.

Es hat mir bei Ihnen zu Hause so gut gefallen, daß ich die Einladung, über Nacht zu bleiben, gerne annahm. Ich erkannte dabei, welch große Aufgabe Ihre Frau täglich bewältigt, denn es ist keine Kleinigkeit, die vier lebhaften Kleinen in Ordnung zu halten, besonders jetzt, wo sie ihrer baldigen Niederkunft entgegen sieht. Sie ist müde, sehr müde und bedarf auf Anraten des Arztes dringend der Ruhe, denn ihre Nerven haben in der langen Zeit des Alleinseins gelitten. Als ich dies alles sah, kam es wie eine Erleuchtung über mich, als hätte mich Gott eigens zu Ihrer Familie geschickt, um zu erkennen, was für ein nutzloses Dasein ich eigentlich führe. Ich habe mich ordentlich geschämt, als ich das einsah. Darum packte ich die Gelegenheit, mich als nützliches Glied in die menschliche Gesellschaft einzufügen, beim Schopf und habe, Ihr Einverständnis vorausgesetzt, Ihre Frau darum gebeten, ihr über die kommende Zeit

Das Schießen ist vorbei, schwitzend marschieren wir den noch viel staubiger gewordenen Weg zurück, müde vom gestrigen Marsch, aber voll Freude über das gute Ergebnis unserer Anstrengungen. Es geht nicht ohne Zwischenfall ab; das verurufene Tal, das schon in einem Wiederholungskurs vor Jahren seine Opfer von uns forderte, macht seiner Tradition Ehre: unser erster Telefonwagen rutscht an einer engen Stelle über das Straßebord, reißt die vier Pferde mit, überkugelt sich ein paarmal und bleibt schließlich auf halber Höhe liegen. Die Pferde schlagen angstvoll in die Luft, ein Fahrer kriecht aus

dem Gewirr hervor. Im gleichen Augenblick kommt der Divisionskommandant im Auto vorbeigefahren und erkundigt sich besorgt nach Mann und Pferd. Glücklicherweise ist niemandem etwas geschehen. Allein am Telefonwagen sind ein paar dicke Eisenstangen jämmerlich verbogen und die Deichsel ist zersplittert. Bald geht es weiter, der fernen Unterkunft zu.

Das, lieber Nicht-Artillerist, ist eine Schießübung der Feldartillerie. Tf.Sdt. H. C., Stab F.Art.Abt. . . .

Kriegsgefangene einst und jetzt

(P. Sch.) Kriegsgefangene sind alle während des Krieges in die Gewalt des Feindes geratenen Angehörigen der Land-, See- und Luftstreitkräfte. Die *Rechtslage* der Gefangenen jedoch hat im Laufe der Zeit, mit der zunehmenden Humanität der völkerrechtlichen Grundsätze und Praxis gegen früher eine wesentliche Besserung und große Wandlung durchgemacht.

Im *Alttertum* wurden die Kriegsgefangenen von den Siegern regelmäßig zu Sklaven gemacht; sie wurden von ihnen als wehrlose Beute behandelt, über die sie nach Gutfinden verfügen konnten. Ja, sie hatten als Gefangene nicht nur die Freiheit und Besitz, sondern auch *ihr Leben* verwirkt, bestand doch bei den Römern die Sitte, daß gefangene Fürsten und Heerführer, nachdem sie zuvor im Triumphzuge des siegreichen Feldherrn mitgeführt wurden — getötet wurden.

Die nordischen Länder brachten ihre Kriegsgefangenen in harte Leibeigenschaft und zwangen sie da zu schwerer, unwürdiger Arbeit. Aber selbst die immer mehr fortschreitende Bildung und Kultur der Völker vermochte das Los der Gefangenen zu mildern und zu bessern, nur sehr langsam durchzusetzen.

Noch im *Dreißigjährigen Krieg* erleben wir es, daß der Kriegsgefangene als Kriegsbeute des Siegers gilt und seine Freiheit nur durch die Zahlung eines Lösegeldes erreichen kann.

Im 16. und 17. Jahrhundert bildete sich sogar für die verschiedenen militärischen Rangstufen ein fester Satz für Lösegeld heraus.

In der *neueren Zeit* ist durch die Entwicklung und den Ausbau des *Völkerrechts* auch die Stellung und Behandlung des Kriegsgefangenen eine ganz andere geworden.

Unter den zivilisierten Staaten ist die *Rechtslage der Kriegsgefangenen* durch anerkannte *völkerrechtliche Grundsätze* genau festgelegt.

Schon der *Zweck der Gefangennahme* ist heute ein ganz anderer als früher. Erfolgte diese früher in erster Linie um bei der spätern Freilassung ein möglichst hohes Lösegeld zu erlangen, dient sie heute ausschließlich dazu, die Gefangenen an jeder weiteren Beteiligung des Krieges zu verhindern — die Streitkräfte des Gegners nach Möglichkeit zu schwächen.

So kommen denn als Kriegsgefangene in erster Linie auch die Angehörigen der gegnerischen Wehrmacht in Betracht. Dabei ist zu erwähnen, daß auch der Souverän des feindlichen Landes als solcher behandelt werden kann.

Aber auch Agenten und Verwaltungsbeamte, Wortführer politischer Parteien der feindlichen Macht können in Gefangenschaft genommen werden, wenn militärische oder politische Verhältnisse das erfordern.

Dazu kann sich die fast selbstverständliche Notwendigkeit ergeben, Angehörige des Staates, die zwar wehrpflichtig, aber noch nicht in der Armee eingestellt sind — ja auch diejenigen, die ohne wehrpflichtig zu sein, zur Ausübung des Heeresdienstes berufen werden könnten — als Kriegsgefangene festzuhalten.

Aus dem Zweck der Kriegsgefangenschaft geht schon hervor, daß die Gefangenen *Staatsgefangene* — daß sie *nicht Straf-, sondern Sicherheitsgefangene* — sind.

So muß ihnen denn nicht nur ihr Privatbesitz gelassen werden, sie dürfen auch nicht in Gefängnissen untergebracht werden.

Wenn der Feind während des Kampfes durch Worte oder Zeichen erklärt oder zu erkennen gibt, daß er sich ergeben will, so ist *sein Leben* unter allen Umständen zu *schonen* und der Soldat als Kriegsgefangener zu behandeln.

Das gleiche gilt für alle *verwundeten Gegner*, die ihre Waffe nicht mehr gebrauchen können, auf sie soll

beistehen zu dürfen. Oft schon habe ich Gewissensbisse empfunden, wenn ich über mein Drogenleben nachdachte. Meine Mutter ist noch gesund und rüstig und besorgt mit Leichtigkeit unsern kleinen Haushalt. Oft schon dachte ich daran, eine Stelle anzunehmen, aber ich mag nicht jenen eine Arbeitsgelegenheit wegnehmen, die auf den Verdienst angewiesen sind. Ich hätte mich ja zum Frauenhilfsdienst oder zur Krankenpflege melden können, aber für solche Sachen habe ich wenig Neigung, obwohl ich weiß, daß es gut ist, wenn es Mädchen gibt, die sich für diese Aufgaben zur Verfügung stellen. Ich aber liebe eine Arbeit, der ich mich ganz hingeben kann, ohne daß davon viel Aufhebens gemacht wird. Nun Herr Gerber, geben Sie Ihre Einwilligung, daß ich als Hilfskraft in Ihren Haushalt trete...?

Ruedi wußte nicht wie ihm geschah. Schon manchmal hatte er daran gedacht, daß Lysel wohl bald jemand haben sollte, der ihr die schwerste Arbeit abnahm. Aber woher sollte er die Mittel nehmen bei seinem für eine solche Familie recht mäßigen Lohn...? Wie eine Fügung des Himmels kam ihm Trudys Angebot vor und dankbar sah er sie an, die wie ein lebendiges Fragezeichen vor ihm stand.

«Ich weiß wirklich nicht, wie ich Ihnen danken soll, Trudy. Ich habe Ihre Güte nicht verdient.»

«Wenn Sie das bedrückt, denken Sie einfach, ich tue es mir zuliebe, um meinem Leben einen Sinn zu geben.»

«Ja, aber...»

«Kein aber, Herr Gerber. Darf ich kommen...?»

«Wenn ich Ihr Opfer annehmen darf, mit tausend Freuden. Ich wüßte niemand, dem ich die Kleinen lieber anvertrauen würde als Ihnen.»

«Ich danke Ihnen, schon morgen werde ich abreisen. Aber noch etwas habe ich auf dem Herzen.»

«Und das wäre...?»

«Erzählen Sie Ihrer Frau nie etwas von der Sache, die wir persönlich miteinander auszumachen hatten. Ich möchte nicht, daß der Friede Ihres Hauses durch den leisesten Mißton gestört wird. Frauen sind in solchen Sachen empfindlich. Ich habe ihr auch verschwiegen, daß Sie seit einiger Zeit nicht mehr bei uns ein- und ausgingen. Nichts soll von dieser leidigen Sache zurückbleiben, das neue Wolken heraufbeschwören könnte.»

«Wie Sie wollen, Trudy. Es wäre meine Pflicht, ihr die Sache zu erklären, aber auf Sie darf kein Schatten fallen. Darum werde ich mich Ihrem Wunsche fügen.»

(Fortsetzung folgt.)